

Nr. 255. Bromberg, den 7. November 1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

(8. Fortsetzung.) ———

Was die erste Lade barg, war belanglos: alte Briefe, vergilbte Schulzeugnisse, Besprechungen mit einer Bilderausstellung in einer rheinischen Stadt, an der sich Stuckering beteiligt hatte. Und dann enthielt die Lade etwas, was Freeses höchstes Interesse weckte: die aus Rudolfstadt datierte Anzeige von der Vermählung des Malers Georg Stuckering mit Sylvia Senliß. — Nun wußte er den Namen der Frau, die er neulich gerettet!

Sylvia — — Unwillkürlich sprach er den Namen halblaut vor sich hin und plötzlich stand wieder der Augenblick lebhaft in seiner Vorstellung, wie er die Decke vom Gesicht der vermeintlich Toten gezogen und betroffen von der edlen Schönheit dieser Züge in ihren Anblick versunken stand. Sylvia — — Wie ganz anders mußte sie sein als die zierliche, bewegliche Komteß Christa, die in den letzten Tagen seine Gedanken erfüllt hatte.

Er hatte nicht vergessen, für Sylvia Stuckering zu sorgen. Gleich am Tage, nachdem ihm Belzeff das viele Geld aufgedrängt hatte, war er selbst im Krankenhaus gewesen. Man hatte ihm natürlich nicht gestattet, Sylvia zu besuchen, obwohl man ihn für den Gatten hielt. So hatte er nur die mitgebrachten Blumen abgegeben und veranlaßt, daß die Kranke, sobald es ihr Zustand erlaubte, in einem Einzelzimmer untergebracht wurde, und er hatte gleich einen hohen Betrag für die in den nächsten Wochen anfallenden Kosten im Bureau hinterlegt. Und jeden Tag war sein Erstes gewesen, im Krankenhaus anzurufen, und sich nach dem Befinden „seiner Frau“ zu erkundigen. Sie war noch lange nicht aus aller Gefahr, aber es stand den Umständen nach günstig und es bestand begründete Aussicht, daß Sylvia durchkam. Nach ihrem Gatten hatte sie bisher noch nicht gefragt, berichtete die freundliche Oberschwester auf seine Frage. Mehr zu fragen hatte Freese nicht wagen dürfen.

Als er jetzt die Vermählungsanzeige in Händen hielt, die ihm den Namen seines Schützlings verraten hatte, war ihm Sylvia Stuckering wieder nahe wie in jener düsteren nächtlichen Stunde und er schämte sich ein wenig, daß er in der aufregenden Hetze der letzten Tage und ganz im Banne der jungen Christa nicht immer ihrer gedacht hatte. Schweres stand Sylvia noch bevor: Sie wußte von dem unseligen Ende ihres Gatten noch nichts. Aber vielleicht würde nun ein glücklicher Stern über ihrem Leben stehen!

Fast gewaltsam riß sich Freese aus seinem Grübeln und begann, die zweite Lade zu durchsuchen. Hier fand er nun gleich, was wohl gebraucht wurde: gleich obenauf lagen Stuckerings Geburts- und Taufschein und die Heiratsurkunde. Er steckte die Papiere zu sich.

Unmittelbar darunter lagen einige Skizzenbücher. Er nahm sie und sah sie durch. Stuckering war schon ein großes Talent gewesen! Fabelhaft waren die Landschaftsstudien und Tierstücke, ein paar Köpfe von scharf charakteristischer Prägung ergänzten den Inhalt.

Unter den Skizzenbüchern lag aber noch etwas: es waren zwei dünne Metallplatten, nicht ganz so groß wie Briefumschläge. Zunächst legte Freese dieser Entdeckung keine besondere Bedeutung bei. Er hielt die Platten gegen das Licht und sah jetzt, daß die Oberfläche geätzt war. Und jetzt sah er noch etwas: diese Ätzungen waren die getreuen Wiedergaben von Zehndollarscheinen.

Holla, was war das? Zuerst glaubte er, es müsse eine Täuschung sein. Irgendeine Spielerei. Aber je genauer er — seine Erregung meisternd — die Platten prüfte, umsomehr wuchs seine Überzeugung, daß jeglicher Irrtum ausgeschlossen war: es konnte kein Zweifel bestehen, daß der Maler Stuckering — wahrscheinlich durch Not zum äußersten getrieben — versucht hatte, Banknoten zu fälschen. Ob mit oder ohne Erfolg, ließ sich nicht entscheiden — Abzüge waren keine vorhanden. Vielleicht waren die Ätzungen nur unvollkommen geglückt, vielleicht waren andere Platten vernichtet worden, immerhin war die Wahrscheinlichkeit gering, daß Falschgeld in Umlauf gesetzt worden war, denn sonst hätten die Bewohner des Ateliers vermutlich finanziell besser dagestanden als dies unstreitig der Fall gewesen. Möglich, daß Stuckering seine Versuche als endgültig gescheitert angesehen, möglich auch, daß er Entdeckung gefürchtet hatte.

Freese suchte das peinliche Gefühl zu überwinden, das ihn bei dem seltsamen Fund befallen hatte. Wie es auch sein mochte, niemand durfte davon etwas erfahren. Er barg das dünne Metall, nachdem er es sorgfältig mit Papier umhüllt, in seiner Brieftasche. Er atmete auf: ein Glück, daß er die beiden Platten noch rechtzeitig entdeckt und daß sie nicht in fremde Hände gefallen waren! Jetzt bestand keine Gefahr mehr! Das Geheimnis war gewahrt, nur noch ein Mensch wußte vielleicht darum, eine Frau, die im Krankenhause lag und sich langsam von ihrer schweren Verletzung erholte.

Am Tag, nachdem Freese auf Belzeffs Veranlassung in ein erstes Hotel umgezogen war, hatte er sich mit Komteß Christa wieder in Verbindung gesetzt, und ihr widmete er nun seine Zeit, soweit ihn Belzeff in Ruhe ließ. Er hatte sie in ihrer Pension angerufen und dann mit dem Auto abgeholt, das sein rühriger und großzügiger Manager, ohne ihn auch nur um seine Meinung zu fragen, herbeigezaubert hatte. Es war ein auffallender Wagen mit fabelhafter Karosserie, lang wie ein Rennpferd und von modernstem Linienschwung. Ein Chauffeur war gleich mitgekommen, von Belzeff eingestellt, eingekleidet und instruiert.

Zur gelinden Verwunderung Freeses nahm Christa es nahezu als selbstverständlich hin, daß er ein Auto besaß, während er sich darin fast nur wie ein geduldeter Gast vorkam, den man an der nächsten Ecke absetzen konnte. Für ihn war der Wandel jäh und märchenhaft. Es mutete ihn immer noch wie ein Wunder an, daß er — tief in weichen Kissen sitzend — durch die Straßen fuhr, daß er in einem

vornehmen Hotel wohnte und von dienstbeflissenen Kellnern bedient wurde. Er spürte noch immer ein leises Staunen darüber, daß diese angenehme, saubere, wohlige Welt, die ihn umgab, Wirklichkeit blieb und nicht wieder plötzlich verschwand. Er hätte gewünscht, daß Christa dieses Staunen teile. Es hätte ihm mehr Sicherheit gegeben. Manchmal machte er Andeutungen, umsonst: Christa war nicht neugierig. Sie fragte nicht danach, was sein Leben so zauberhaft verwandelt hatte, die Maschinerie seines scheinbaren Reichtums interessierte sie nicht.

Christa lebte ja, seit sie der Strenge und Einsamkeit des elterlichen Hauses entflohen war, ihr eigenes Märchen. Das Leben an sich berauschte sie, seit sie wußte, welch nahe Grenze ihrem Leben gesetzt war. Wie ein lichttrunkener Falter war sie.

Gerührt beobachtete Freese Christas inbrünstige Hingegebenheit an ihre Tage und er stand so sehr im Bann ihres anmutigen, unbeschwerten Wesens, daß er ihr keinen Wunsch hätte abschlagen können. In Christas Gegenwart vergaß er auch seine eigenen Sorgen.

Am liebsten fuhren sie zusammen über Land. Der Chauffeur wurde dann zu Hause gelassen und Christa setzte sich selbst ans Steuer. Sie fuhr leidenschaftlich gern. So vagabundierten sie in der Mark herum, oder — wie heute — weiter bis ins Mecklenburgische.

Am Ufer irgendeines weltverlorenen Sees wurde haltgemacht, sie lagerten im Grase und packten den Proviantkorb aus, den Freese im Hotel hatte füllen lassen. Die Strahlen der Frühherbstsonne fielen schräg herab, die starken Farben der Landschaft hatten einen zarten Schleier. Heiter deckte Christa im Gras die Tafel und spielte die Hausfrau.

Es war warm. Silberne Fäden spannen sich durch die Luft. Herrlich war es, an einer einsamen Stelle zu baden. Christa schwamm in den See hinaus, tauchte, wurde naturhaft eins mit dem Wasser, konnte sich an ihm nicht sättigen. — Dann ruhten sie dahingestreckt nebeneinander auf dem heißen Sand des Ufers und sonnten sich.

Nach einer guten Weile richtete sich Freese leise auf. Christa schien zu schlafen. Er sah ihr zartes Gesicht, den vollen geschwungenen Mund, der leicht geöffnet war, zärtliche Versuchung zerrte an ihm, Christa zu küssen. Er beugte sich zu ihr nieder, sie spürte seine Nähe und, die Augen aufschlagend, erriet sie seinen Wunsch.

„Nicht! Sie dürfen das nicht!“ wehrte sie erschrocken.

„Warum?“ fragte er betroffen und enttäuscht.

„Haben Sie denn vergessen, daß ich . . .? Es wäre für Sie vielleicht gefährlich.“ Christa lächelte, aber es war, als sei das Licht ausgelöscht in ihren Augen.

Langsam sank er zurück in den Sand. Eine Weile schmerzlicher Zärtlichkeit für die junge Christa, die nicht zu küssen wagte, überflutete ihn. Stumm tastete er nach ihrer Hand und küßte sie lange und brüderlich. Sie ließ ihm die Hand — es war alles, was sie gewähren konnte.

IX

Freese hielt Einzug in das Haus, das Belzeff für ihn ausgesucht hatte. Belzeff führte ihn selbst durch die Räume, gab wortreiche Erklärungen ab und hob alle Vorzüge hervor, als ob er der Architekt oder mindestens der Bauherr gewesen wäre. Aber seine Lobpreisungen sagten nicht zu viel. Die Räume waren mit dem wählerischen Geschmack eines Menschen ausgestattet, dessen Mittel ihm auch kostspielige Liebhabereien gestatteten. Man schritt auf schönen alten Teppichen, bewunderte italienische Renaissancebronzen, in Vitrinen prunkten Porzellane aus Sèvres und Meißen.

Belzeff hatte zu günstigen Bedingungen gemietet; der Besitzer dieses erlesenen Heims, ein Bankier, der wegen Devisenschiebungen im Gefängnis saß, war froh, in der Zeit seiner erzwungenen Abwesenheit sein Haus in guten Händen zu wissen.

Wie der Zauberer im Märchen ging Belzeff umher, er konnte sich nicht genug tun, jede Einzelheit zu rühmen.

Freese folgte ihm verstimmt, er war nicht entzückt. „Wozu brauche ich so viele Zimmer?“ wollte er wissen.

Der kleine Mann geriet in Eifer. „Das werden Sie sehr bald lernen, Verehrtester. Wetten wir, daß Ihnen in ein paar Wochen die Geschichte gar nicht mehr zu groß vorkommt?“

Belzeff war mit dem Rundgang noch nicht fertig. Er erklomm etwas atemlos eine Wendeltreppe, die von der Halle in das oberste Stockwerk führte. Dann stieß er eine Türe auf und rief, Triumph in der Stimme: „Jetzt kommt erst die große Überraschung für Sie, Herr Stuckering. Na, was sagen Sie jetzt?“

Sie standen in einem hellen, weiten Raum, der mit Oberlicht versehen war. Stuckeringsche Bilder zierten die Wände, in einer Ecke war die Staffelei aufgestellt, daneben lagen Palette, Farbentuben und Pinsel.

„Ihr Atelier, Meister!“ verkündete Belzeff großartig. „Der Tempel der Arbeit, wo Sie neue fabelhafte Werke schaffen werden!“

Freese hatte sich rasch gefaßt. „Sehr schön!“ sagte er gedehnt. „Wirklich sehr schön und hell!“

„Gefällt es Ihnen, Liebster? Habe ich für Sie gesorgt? Habe ich —?“

„Sie haben! Alle Anerkennung!“

Herr Belzeff war sichtlich unzufrieden, daß der „Meister“ nicht mehr Begeisterung zeigte. „Und dieses Atelier ist repräsentabel, wie? Hier kann man Leute empfangen und ihnen Bilder verkaufen. Na, ich werde Ihre Bilder verkaufen, Sie werden staunen, was ich für Preise erziele! Sie brauchen nur zu malen. Das andere überlassen Sie ruhig mir.“

Der „Meister“ schien aber gar nicht Lust zu haben, sich gleich in die Arbeit zu stürzen. „Vorderhand ist doch soviel Material vorhanden . . . Bis man das los wird . . .“ lenkte er ab. Es war ihm doch etwas schwül geworden.

Belzeff überschrie ihn. „Dauert gar nicht lange! Sie werden sich wundern!“

Freese blieb halsstarrig. Wenn Belzeff wüßte! „Ich kann nicht immer arbeiten. So wie Sie sich das vorstellen, geht das nicht, auf Kommando und am laufenden Band. Ein Künstler kann doch nur schaffen, wenn er in Stimmung ist. Gerade im Herbst, da habe ich oft Monate, wo mir nichts von der Hand geht. Dazu jetzt die ganz neue Umgebung — “

Aber Belzeff ließ sich nicht beirren. „Wem erzählen Sie das! Sie werden in Stimmung sein. Wetten? Liebster, Bester, Sie werden sogar in glänzender Stimmung sein.“ Und er lachte so herzlich über seinen Witz, daß es von den Wänden widerhallte.

Plötzlich aber war er wieder ganz ernst und geschäftliche Schläue. „Aber was reden wir immer von Bildern? Die sind ja gar nicht die Hauptsache, Verehrtester. Da gibt es Dinge, die sind noch viel rentabler. Ich habe die Angebote geprüft, mit denen da verschiedene Leute, angelockt durch die Dollarmillionen Ihres famosen Onkels in Kanada, an Sie herangetreten sind. Das meiste natürlich Mist, Unsinn, aber bei einigen Projekten, weiß der liebe Himmel, da steckt Gold darin!“

Freese zuckte lachend die Achseln. Eine Type war er, der Herr Belzeff, mit dem Akzent auf der zweiten Silbe, bitte! „Aber um aus solchen Projekten Geld herauszuziehen, braucht man doch vorher schon Geld, und zwar einen ordentlichen Hut voll, denke ich.“

„Na ja — und was weiter?“ schrie Belzeff ungeduldig.

„Und dieses Geld habe ich doch vorläufig noch nicht! Ich muß erst abwarten, ob ich von der Erbschaft überhaupt etwas zu sehen bekomme!“

„Sie müssen gar nicht abwarten! Man muß nicht Geld haben, man muß Kredit haben, Verehrter! Und Kredit werden Sie kriegen, den haben Sie bereits. Überlassen Sie das nur mir!“

Freese machte einen letzten Versuch, Belzeffs Eifer zu dämpfen: „Ich verstehe aber nicht das Geringste von Geschäften.“ Fast hätte er gesagt „von solchen Geschäften“.

Dieser Einwurf wurde von Herrn Belzeff mit einer überlegenen Bewegung abgetan. „Hat auch niemand angenommen, Liebster! Ist auch nicht nötig. Dafür haben Sie einen Belzeff und der wird das Kind schon schaukeln, wie ihr Deutsche sagt. Aber —“ er lachte, „ich bin ja selbst Deutscher.“

Aber noch nicht lange! dachte Freese. Er hatte über seinen famosen Gönner und Manager von Dr. Tieck, den er in der Zwischenzeit etliche Male gesprochen, einiges Interessantes erfahren. Nicht daß der kleine Anwalt vor Belzeff gerade gewarnt hätte, er enthielt sich jeder Kritik, er erzählte nur, was er mußte. (Fortsetzung folgt.)

Der Herrenhofer.

Von F. Schrönghamer-Heimdal.

Mit dreizehn Jahren war Hedwig, das Hirtenkind, auf den Hof gekommen. „Halte dich gut!“ hatte ihr die Mutter zum Abschied gesagt. „Dann kannst du mit zwanzig Jahren Großdirn sein.“

„Ja!“ war der Kleinen bescheiden-feste Antwort. Sie wollte all das Gute, das ihr auf dem Herrenhof geboten würde, durch Fleiß und Treue tausendfach vergelten. Hirtenkinder haben keine großen Lebensträume. Großmagd werden und einem Stall mit zwanzig Kühen vorstehen war für Hedwig schon ein Ziel, das sie mit viel harrender Geduld und Emsigkeit zu erreichen suchte.

Vorerst hatte sie der Herrenbäuerin in der Küche an die Hand zu gehen und das Federvieh zu betreuen. Sie tat ihre Pflichten still und ohne Aufsehen. Das übrige Gesinde sah über sie hinweg, gleich als wäre sie nicht da. Was gilt auch so ein federiges Dirnlein in einem so großen Hofwesen?

Als Hedwig zwanzig Jahre zählte, war ihr Lebenswunsch wie von selbst in Erfüllung gegangen. Als Großdirn werkte sie im Kuhstall bei den zwanzig Kühen, als wäre es ewig so gewesen. Sie merkte den Wechsel kaum, so sehr war sie im Laufe dieser sieben Jahre in das Wesen des Herrenhofes hineingewachsen. Mit dem ihr angeborenen Blick für das Fördersame verband sie in ihrem neuen Pflichtbereich, ihr selber unbewußt, den flinkfröhlichen Fleiß, dem alles glückt und gedeiht, als könnte es gar nicht anders sein. Wenn sie im Stall oder auf der Weide unter den Musterkühen stand, schien sie selbst wie ein naturgewachsenes Wesen, musterhaft und meisterlich in ihrer stillen, selbstverständlichen Bauernart, in der urgesunden, von steter Arbeit derbschlächtigen Leiblichkeit, die dennoch einen magdlichen Zauber ausstrahlte, wie er jeder Unberührtheit eignet.

Der junge Herrenhofer, der dem Roßstall vorstand, sah das Wesen und Werken der Großdirn mit wachsendem Wohlgefallen, aber nicht aus einer beginnenden Verliebtheit heraus, sondern mit dem gesunden Sinn für das Wirtschaftliche und Wohlstandfördernde. Seit Hedwig im Kuhstall werkte, gab es dort kein Verkalben und auch sonst kein Unglück mehr.

„Die Hedwig kann hexen“, sagten die Bauern, und mancher machte sich an sie heran, bot ihr höheren Lohn, um die Musterdirn für den eigenen Hof zu gewinnen. Aber sie hatte immer nur ein abweisendes Kopfschütteln.

„Hedwig“, sagte dann der junge Herrenhofer, dem solche Köderversuche nicht entgingen, „wenn dir bei uns der Lohn zu wenig ist, werde ich mit Mutter reden. Sie wird dich gern aufbessern.“ Aber die Großdirn stand wortlos, mit hängenden Armen und gesenkten Lidern vor dem Hofsohn, ganz eine demütige Dienerin, und hatte wieder nur ein Kopfschütteln.

Der Jungbauer hätte sich eine Änderung auch gar nicht vorstellen können. Der Herrenhof ohne Hedwig, das wäre gewesen wie ein Turm ohne Glocke, wie eine Kirche ohne Hochaltar.

Um diese Zeit legte sich die Herrenhoferin, die Altmutter, und stand nicht mehr auf. Eine Mahnung legte sie dem Sohne noch ans Herz: „Schau dir auf die Hedwig!“

„Ja, Mutter“, sprach der schlicht und selbstverständlich. „Ich werde sie so gut halten, wie sie den Kuhstall hält.“

Als nach dem Ableben der Hofbesitzerin der Jungbauer das schöne Erbe antrat, übergab er der Großdirn zum Kuhstall auch die Küche: „Ich hab' sonst niemand, der kochen kann, Hedwig. Du weißt es von Mutter her, wie's in der Küche gehalten wird. So soll es auch hinfort bleiben. Wenn du willst, sollst du doppelten Lohn erhalten. Denn du ersparst mir die Hauserin.“

„Ich will wohl“, antwortete Hedwig wieder demütig mit herabhängenden Armen, mit gesenkten Lidern, ganz eine dienende Magd. „Aber den doppelten Lohn kann ich nicht annehmen, das beleidigt mich, Thomas.“

„Ist recht“, sprach der Jungbauer, halb in Scham und halb vor Stolz. Es würde sich wohl eine Gelegenheit ergeben, der Hauserin die Doppelarbeit gut zu vergelten. Für jetzt war ihm die Hauptsache, daß sie dem Hof verblieb. Er hatte nur das Wirtschaftliche und Wohlstandfördernde im Auge und dachte an nichts weiter.

Umso mehr aber dachten in jener Zeit die Hofbauern mit heiratsfähigen Töchtern. Schier alle Augenblicke fuhr einer mit dem Gäuwagen daher, wie auf Handelschaft, aber in Wirklichkeit drehte es sich ums Heiraten. Manchmal kamen sogar die Mütter mit den Töchtern, um den Kuhstall zu besichtigen und sich, wenn es ginge, das eine oder andere Musterstück zur Zucht für den eigenen Hof zuzulegen. Verlegen vor den herausgeputzten Mädels führte der Jungbauer die Besucherinnen durch den Viehstall. Hedwig, die Großdirn, nannte die Namen ihrer zwanzig Kühe und wußte von jeder die Art der Vererbung und die Milchleistung auswendig auf den halben Liter. Und wie die besuchenden Töchter nur Augen hatten für den herrlichen Hof und den etwas ungeschlachten, breitschultrigen, wortkargen Besitzer, sah dieser nur seine guten Tiere und die treue, dienende Dirn.

Da aber Thomas, der Jungbauer, keine Miene machte, eine der Angepriesenen, Aufdringlichen heimzuführen, blieben die Besuche auf dem Herrenhofe mit der Zeit gänzlich aus. Es wurde wieder ruhig, gut und klar auf dem Hofe, wie vordem, als hätte sich ein unerwünschter Wespenschwarm verzogen.

Dieses Gutsein, diese Ruhe, diese Klarheit durchwogte den Jungbauern wonnig mit jeder Welle Blutes, die ihm vom Herzen in die Adern stieß und wieder zurückflutete. Bis in die letzten Fingerspitzen hinein spürte er dieses seltsame Gefühl, für das er noch keinen Namen wußte. Es beseligte ihn durchaus und ohne Grenzen, daß er übermütig ward wie ein Weidefohlen. Und wie dieses sinnlos in die Weiten wiehert, so stieß der Jungbauer Thomas einen Juhschrei aus, vor dem er selbst erschrak. Denn in diesem Augenblick kam Hedwig, die Magd, mit den vollen Melkkübeln in die Küche und blieb wie versteinert stehen, ohne die Last niederzusetzen.

Aber im Augenblick hatte der Herrenhofer Ruhe und Sicherheit wiedergewonnen, trat zu der sprachlos staunenden Magd und rief: „Hedwig, heut möchte ich mir einen guten Tag machen. Ist ja Feiertag und das Gesinde ausgeflogen. Bring mir den Kaffee heute in die gute Stube, hörst du? Und wenn du willst, sollst du dir auch eine Tasse mitbringen.“

„Ja, Thomas“, antwortete die Magd und tat, wie ihr geheißen.

Wie sie aber mit dem Kaffee in die gute Stube kam, fand sie den Herrenhofer dort bleich und zitternd über den Tisch gebeugt. Und wie sie zu Tod erschrocken fragte, was ihm fehle, da faßte er sie an beiden Armen und stöhnte wie ein Stier: „Du Hedwig, du fehlst mir. Sag mir's jetzt, magst du mich?“

„Ja“, sagte die Magd mit demütig gesenkten Lidern, aus denen Zähren zuckten. „Ich hab dich immer mögen, Thomas.“

„Ist's wahr?“ jubelte der auf und preßte die pralle, gute gesunde Dirn an sich, daß die Wirbel des Blutes ineinanderbrausten. „Du und keine sonst, Hedwig! Die Zeit hat uns zeitig gemacht. Ist das nicht ein feiner Herbst heuer, Herrenhoferin? Morgen gehen wir zum Pfarrer.“

„Ja“, sagt Hedwig, „es ist mir recht. Aber wisse, ich wäre auch bei dir auf dem Hof geblieben, wenn du eine Hofbauerntochter genommen hättest. Denn ich hatte dich lieb von dem Tag an, da ich als Großdirn zu den Kühen kam. Da wußte ich, daß du der Stillste und Stärkste bist von allen, wenn ich dich nebenan bei den Rössen hörte.“

„Und ich“, jubelte Thomas selig, „ich bin erst wachgeworden durch die herausgeputzten Hofbauerntöchter. Du bist mir ja immer die Nächste gewesen, aber erst vor einer Stunde ist mir die Überzeugung geworden. Jetzt soll ein Bauernsegen auf dem Herrenhof blühen in alle Ewigkeit. So lieb bist du mir, Hedwig.“

„Amen“, lächelt diese still in sich hinein, überwältigt von der Wonne des Geborgenseins in so guten, starken Armen.

Kleine Nebenberufe großer Männer.

Herrscher als Handwerker. — Der Zar auf der Lokomotive. — Königin und Dichterin. — Mussolini als Geigenvirtuose. — Dichter, die fliegen, und Romanschreiber, die kochen können.

Von Helmuth Brinkmann.

Berühmtheiten, Herrscher, Künstler von Ruf, Staatsmänner und Gelehrte, die in ihrem Lebensberuf das Höchste erreicht haben und bis zu dem selbstgesteckten Ziel vorgedrungen sind, haben oft eine rätselhafte Sehnsucht nach etwas anderem, nach einer Beschäftigung, die rein gar nichts mit ihrer hohen Lebensaufgabe zu tun hat. Und so kommt es, daß viele berühmte Männer kleine „Nebenberufe" haben, in denen sie in manchen Fällen sogar ebenfalls Hervorragendes leisten. Oft wissen die Mitmenschen, die bewundernd zu ihnen aufsehen, nichts von dieser mit Liebe betriebenen Nebenbeschäftigung, und wenn sie dahinter kommen, so wird ihnen dadurch die verehrte Persönlichkeit nur noch liebenswerter, und der kleine „Nebenberuf" trägt dazu bei, den Ausübenden populär zu machen.

Es ist bekannt, daß fast alle Herrscherfamilien Europas seit dem Anfang des vorigen Jahrhunderts die traditionelle Sitte pflegen, ihre Söhne ein richtiges Handwerk erlernen zu lassen. Die Gründe für diese auf den ersten Blick etwas seltsam anmutende Tatsache sind verschiedene. Der königliche Prinz, den seine hohe Abstammung zu besonderen Aufgaben verpflichtet, soll sich in die Psyche des einfachen Mannes einfühlen lernen und gleichzeitig der Nation durch sein Vorbild zu verstehen geben, daß jede Arbeit, auch die niedrigste, ehrt und adelt. Es gibt nicht wenige Fälle, wo diese Handwerker aus königlichem Geblüt recht beachtliche Leistungen in ihrem „Nebenberuf" vollbrachten. Kaiser Wilhelm II. hat bekanntlich das Drechslerhandwerk erlernt und mit großer Liebe ausgeübt. Kaiser Franz Joseph war gelernter Maurer, was viele seiner Untertanen nicht wußten, und was auch von den meisten Biographen nicht erwähnt wird. Nur sein Kammerdiener erzählt davon mit begeistertem Lob in seinen Erinnerungen. Der Bayernkönig Ludwig I. war nebenberuflich ein tüchtiger Landwirt und arbeitete als Kronprinz und auch später als König oft und gern auf seinem großen Gut in Ungarn. Zar Ferdinand von Bulgarien ist im Nebenberuf, den er auch in seinen alten Tagen noch ausübt, ein begeisterter Lokomotivführer. Diese Leidenschaft hat sich auch auf seinen Sohn Boris, den gegenwärtigen bulgarischen Herrscher, vererbt, der ebenfalls kein größeres Vergnügen kennt, als auf einer D-Zug-Maschine durch sein Land zu rasen. Überall, wo der populäre königliche Lokomotivführer erscheint, jubelt ihm die Volksmenge zu; und man erzählt sich eine Fülle von Anekdoten, wie der Zar bei festlichen Empfängen den Bürgermeister aus dem Konzept seiner wohl einstudierten Rede zu bringen pflegt, wenn er, anstatt hoheitsvoll aus dem Salonwagen des Sonderzuges zu steigen, rußgeschwärzt und fröhlich lachend von der Lokomotive springt. Übrigens vererben sich diese Anekdoten vom Vater auf den Sohn... In letzter Zeit hat man den Zaren nur noch selten Lokomotive fahren sehen, und man raunt sich zu, daß seine Gemahlin, die jedesmal Todesängste aussteht, ihm diese Liebhaberei verboten hat.

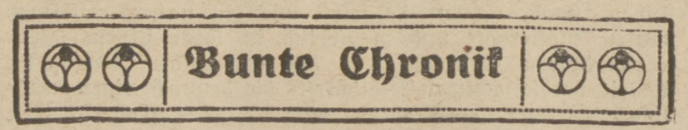
Der italienische König Viktor Emanuel beschäftigt sich mit numismatischen Studien und verfügt über eine umfangreiche Münzensammlung von großem Wert. Präsident Roosevelt, der Herrscher über die Vereinigten Staaten, ist ein leidenschaftlicher Briefmarkensammler. Seine Sammlung ist die kostbarste und vollständigste der Welt. Weniger prominente Philatelisten werden vor Neid erblassen, wenn sie hören, daß Roosevelt täglich von begeisterten Anhängern, die seine Liebhaberei kennen, wertvolle Exemplare für seine Briefmarkensammlung übersandt werden.

Manche Herrscher und zukünftige Landesherren interessieren sich sehr für den Sport. Vom Prinzen von Wales ist bekannt, daß es wohl kaum einen Sport gibt, den er nicht betreibt, seine größte Liebe gilt dem Reiten. Außerdem ist er — ebenso wie sein Vater — ein tüchtiger Seemann und hat als einfacher Matrose von der Pike auf gedient und eine harte Schule durchgemacht. König Gustav von Schweden ist als Tennischampion berühmt. Er hat auch noch einen zweiten Nebenberuf, er schreibt gelegentlich recht gute Gedichte und stickt in seinen Mußestunden.

Damit kommen wir zu den Herrscherpersönlichkeiten, die künstlerisch begabt sind und ihre besonderen Talente pflegen und ausbilden. Prinz Wilhelm von Schweden betätigt sich ebenfalls schriftstellerisch und dichterisch. In der ganzen Welt berühmt ist die Dichterin Carmen Silva, die Königin von Rumänien. Mussolini ist ein großer Musikliebhaber; und in seltenen Feierstunden haben seine Angehörigen und Freunde Gelegenheit, ihn als Meister auf der Geige zu bewundern. Der Duce schuf auch als Dichter und Schriftsteller Bedeutendes, erst in diesen Tagen erschien eine neue Ausgabe seiner gesammelten Werke.

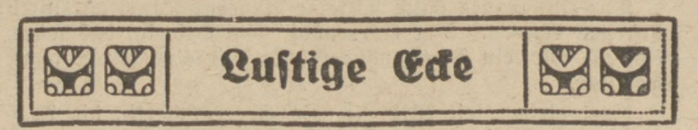
Daß große Staatsmänner sich auch schriftstellerisch betätigen, kommt sehr häufig vor. Noch nie aber wurde einem Buch in der ganzen Welt so große Beachtung geschenkt wie dem autobiographischen Werk des deutschen Reichskanzlers Adolf Hitler „Mein Kampf".

Umgekehrt haben auch berühmte Künstler ihre Liebhaberei und ihren kleinen Nebenberuf. Der italienische Dichter D'Annunzio zeigt großes Interesse für militärische Angelegenheiten und hat oft bewiesen, daß er ein guter Militärflieger ist. Der ungarische Dichter und Romantiker Maurus Jokai, dessen phantasievolle Werke weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt wurden, hatte eine außergewöhnliche Leidenschaft: er kochte mit Begeisterung. Er war ein so guter Koch, daß seine Freunde es als eine besondere Auszeichnung betrachteten, wenn er sie zu einem selbst bereiteten Mahl einlud. Eine ungarische Nationalspeise wurde sogar ihm zu Ehren mit seinem Namen benannt. Die tüchtigen Hausfrauen werden diese Dichterleidenschaft als Beweis dafür aufnehmen, daß das Kochen eine durchaus nicht prosaische Angelegenheit, sondern im Gegenteil eine schwierige und hochzuschätzende Kunst ist, um deren Ausübung sich sogar Dichter bemühen.



Die Hunde von Konstantinopel.

Die Stadtverwaltung von Konstantinopel, der ehemaligen türkischen Hauptstadt, hat immer noch Sorgen mit den zahllosen Hunden, die, ein Überbleibsel des früheren türkischen Schlendrians, auch jetzt noch die Straßen der Stadt bevölkern. Sie sind zwar auf den Hauptstraßen am Tage nicht mehr zu sehen, doch gibt es in den Außenvierteln noch riesige Mengen dieser bei uns als Haustiere so geschätzten Vierbeiner, obwohl in den letzten 15 Jahren angeblich 150 000 Hunde getötet worden sein sollen. Nachts sammeln sich die Hunde in Rudeln an und brechen aus dem Vororte im Mittelpunkt der Stadt ein. Zur Vernichtung der Hundeherden hat man zu mannigfaltigen Mitteln gegriffen; unter anderem hat man mit Strychnin vergiftetes Futter ausgestreut und Preise für getötete Hunde ausgesetzt. Jetzt hat die Stadtverwaltung Vorsorge getroffen, daß die eingefangenen Hunde in einer Anlage des Tierschutzvereins durch Gas getötet werden.



* **Dann freilich.** Frau Emmy ist ernstlich böse. „Wie kannst du dem Ober fünf Mark Trinkgeld geben?!"

„Du hast wohl gar nicht gesehen, was für einen wunderbaren Pelzmantel er mir angezogen hat?" beruhigt der Mann.

* **Es nützt nichts.** Hausfrau: „Marie, ich habe heute morgen zufällig gesehen, daß der Bäckergeselle Sie geküßt hat. Von morgen früh an nehme ich das Brot selbst in Empfang!"

Marie: „Das nützt Ihnen nichts. Der Bäckergeselle mag nur Blonde."

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.